

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Alle diese gewaltigen Wandlungen durchzuführen mit der gebotenen Eile waren nicht Hände genug im Ort und im Rauhen Grund. Von außerhalb, vom Westerwald drüben, aber auch noch von weiterher wurde darum Hilfe herbeigeholt. Schwer war es, Unterkunft für diese Landfremden zu schaffen, die die Ortseingesessenen nur scheelen Auges kommen sahen.

Da zeigte sich des Hannes Reusch betriebamer Geschäftssinn auf seiner Höhe. Er setzte sich mit einer Kölner Großfirma in Verbindung, und bald begann ein eifriges Bauen, mit amerikanischer Schnelligkeit. Fast über Nacht entstand da auf dem letzten Ackerstreifen, der dem Hirschenwirt noch geblieben war nach seinem großen Verkauf an die Hecke, ein kleines Wohnhaus nach dem andern, unschön, nur eben notdürftig für seinen Zweck gemacht — eine lange Doppelreihe kahler Ziegelhäuser, anzuschauen wie ein Kasernenbau. Aber die Wohnungen darin fanden im Handumdrehen Absatz, und wieder einmal hieß es im Rauhen Grund: Ja, der Reusch-Hannes — der verstand's! Da kam Geld zu Geld, haufenweis.

Aber es war ihm damit noch nicht genug. Wie wenn er angesteckt war von dem großen Werden und Wachsen, das er droben auf Christiansglück tagtäglich vor Augen hatte, kam ein fiebernder Unternehmungsdrang auch über den kleinen beweglichen Mann.

Eines Tages sahen die Nachbarn zu ihrem Erstaunen auch auf seinem eigenen Grundstück die Bauleute ihr Wesen treiben. Man schüttelte den Kopf, was sollte das nun wieder geben? Bald aber wußte man's: die ganzen Wirtschaftsgelände hinten auf seinem Hof ließ der Reusch-Hannes niederreißen. Was sollten ihm die auch noch, nun, wo er keinen Fuß breit Land mehr sein eigen nannte? Nein, den wertvollen Boden konnte man jetzt besser ausnützen.

Und allmählich stiegen die Mauern eines umfangreichen Neubaus aus den Fundamenten auf. Ein Saal sollte es werden, und drinnen an jedem Sonntag großer Tanz.

So etwas hatte noch keiner je im Rauhen Grund gehört. Tanzen am heiligen Feiertag? Wie ein Verbrechen wäre das den Alten erschienen! Als das Gerücht davon auch bis zum Pfarrhaus drang, drunten im Tale, schlug es ein wie ein Wetterstrahl. Hell auf schlug die Lohr, und eine halbe Stunde darauf war Burgmann schon droben beim Reusch. „Ist's wahr, was man spricht? Ein Tanzsaal ist's was Ihr da baut?“

„Wird wohl so stimmen,“ nickte der Wirt.

„Mann!“ Drohend sah es aus, wie der streitbare Gottesmann sprühenden Blicks vor den andern trat. „Seid Ihr denn ganz von Eurem guten Geist verlassen, im

Rausch der Geldgier, der über Euch geraten ist — Gold sei's geklagt! — seit der Unheilsmensch, der Bertsch, hier ins Land gekommen?“

„Was ereifern Sie sich, Herr Pfarrer? Gibt's denn nicht Tausende von Tanzsälen draußen in der Welt?“

„Was schert das uns? Wir wollen nicht mittun mit denen da draußen. Festhalten wollen wir an alter Zucht und Sitte!“

„Die wird von dem bißchen Tanzen auch nicht gleich zugrunde gehen.“

„Reusch — könnt Ihr nicht sehen? Oder wollt Ihr nur nicht?“

Die starknochigen Hände des Pfarrers packten den kleinen Mann bei der Schulter und schüttelten ihn.

„Herr Pfarrer, ich muß doch sehr bitten!“

Da ließ der weißhaarige Gotteseiferer von ihm ab, aber es brach ihm wie ein Blitz aus den Augen.

„Und Euch hab' ich konfirmiert und getraut! Schämt Euch, Reusch — im tiefsten Grunde Eures Herzens!“

„Ich bin Ihr Konfirmand nicht mehr, Herr Pfarrer, und weiß allein, was ich zu tun habe.“ Kühl kam es zurück.

„Im übrigen — mit Ihrer Auffassung vom Sonntagstanz werden Sie bei unseren jungen Leuten wenig Glück haben. Ich glaub', die kenn' ich besser.“

„Das wird sich zeigen!“

„Gewiß, das wird es sich, sobald mein Saal erst fertig ist.“

„Dazu wird es nie kommen!“ Heftig fuhr Burgmann auf. „Ich werde persönlich bei der Regierung vorstellig werden. Sie werden die Konzession für Ihr Tanzergnügen nicht erhalten.“

„Da werden Sie zu spät kommen. Die hab' ich nämlich schon. Ein kluger Mann baut vor, Herr Pfarrer!“

Und Reusch lächelte vergnügt in sich hinein.

Dunkelrot färbte sich Burgmanns Antlitz, bis hoch hinauf unter das silberweiße Haar. So stand er eine Weile in mühsam nur niedergeswungenem Grimm. Dann hob er wuchtig die Rechte.

„Das wir Ihnen kein Segen werden — so wahr ein Gott lebt! Denken Sie an diese Stunde, Reusch.“

Damit ging er.

Der Hannes Reusch hob gleichmütig die Schultern. Doch ein wenig nachdenklich war er immerhin geworden. Merkwürdig — ganz dieselben Worte hatte ihm an dieser Stelle schon mal jemand gesagt. Die alte, blinde Frau da hinten.

Die Reusch-Mutter hatte mit stillem Kopfschütteln von all den neuen Dingen gehört, die um sie herum geschehen sollten. Sehen konnte sie ja nichts davon. All sein Land sollte der Sohn verkauft haben! Von dem stattlichen Grundbesitz, der die Hausmarte der Reuschs draußen in der Flur gezeigt, von Geschlecht zu Geschlecht, war nun kein Fuß breit mehr sein eigen. Wie ein armseliger kleiner Kötter saß er nur noch auf seinem Hof.

Woh hatte das der Neusch-Mutter getan; denn in ihren Adern floß noch echtes Bauernblut. Das Blut freier Männer, die auf ihrer Scholle saßen, soweit die Urkunden und Erinnerungen zurückreichten. Aber sie hatte dazu geschwiegen; der Sohn war ja der Herr im Haus. Doch als nun auch das Rumoren auf dem Hof selber anhub, da litt es sie nicht länger.

„Das bringt keinen Segen, Hannes,“ — hatte sie zu dem Sohn gesprochen, genau wie eben der Pfarrer —, „das Geld, das dir aus diesem Born fließen soll. Es ist ein trübes Rinnsal, laß die Hand davon. Ich rate dir gut, Hannes — hör' auf mich alte Frau, dies eine Mal wenigstens!“

Aber er hatte gelacht.

„Was du nicht alles redest, Mutter! Laß den Born sein, wie er will — das Geld, das daraus fließt, ist schön blank. Jeder nimmt's gern. Zudem — tu' ich's nicht, tut's ein anderer. Sollt' ich so dumm sein und dem das Geschäft lassen? — Nein, Mutter!“

Da hatte sie geschwiegen, und er nichts mehr gehört von ihr seitdem. Doch jetzt fielen ihm ihre Worte wieder ein. Nachdenklich sann er da einen Augenblick vor sich hin. Keinen Segen — hm, wenn's wirklich so käme?

Aber gleich wieder hatten die Blide des kleinen, beweglichen Mannes ihren gewohnten, munteren Ausdruck. Ach, Unsinn! Sich eins pfeifend, ging er hinaus zu dem Neubau, ob auch alles flott vorankam. Zu Dürren mußte der Saal fir und fertig sein. Die Feiertage sollten schon ein gutes Geschäft abwerfen.

Auch Neusch's Kinder sprachen einmal über den Neubau. Marga war einfach enttäuscht. Bisher war der „Hirsch“ als ein altpatriarchalisches, weithin im Land angesehenes Gasthaus doch immerhin noch ein Geschäft gewesen, dessen man sich nicht gerade zu schämen brauchte. Doch nun, wo hier allsonntäglich der Spektakel angehen und ganz gewöhnliches Volk sein Wesen treiben sollte, war das vorbei.

„Einfach unerträglich!“ klagte sie zu dem Bruder. „Ich verstehe den Vater nicht mehr? Kannst du das fassen?“

Hermann Neusch zudte die Achseln, die Hände in den Hosentaschen.

„Wozu sich aufregen? Mir ist überhaupt der ganze Rummel hier längst zum Halse heraus. Aber wo's eben einsteigen noch sein muß — in Gottesnamen! Der Sonntagsklimbim wird schon was abwerfen, der Alte verrechnet sich ja nie. Und verkaufen wir mal nach seinem Tode das ganze Substanz, dann können wir für den Kasten da draußen eine dicke Stange Gold mehr verlangen. Also — mir ist's recht.“

Marga sah den Bruder nur groß an. Aber stärker denn je ward da wieder einmal ihr Sehnen: Heraus aus all dem! Und ihre Gedanken gingen zu dem, der allein ihr dazu verhelfen konnte.

Trotzdem Gerhard Bertsch nun den Sieg errungen, war er ihr noch immer nicht näher gekommen. Es war alles wie früher, ja eher noch schlimmer. Sie bekam ihn überhaupt fast nicht mehr zu Gesicht. Den ganzen Tag über war er auf seinem Bureau oder draußen bei den Bauten, bis in den späten Abend hinein.

Marga kam oft ein heißer Born auf ihn, daß er für nichts anderes Gedanken hatte. Ja, wenn er ein Mensch ohne jedes Temperament gegenüber den Frauen gewesen wäre. Aber sie wußte es doch besser. Aber daß er nun so tagtäglich an ihr vorübergehen konnte, ohne überhaupt einen Blick für sie zu haben — ihr Ehrgeiz krankte schwer darunter. Aber immer mehr nur stachelte das ihren Willen an: Er sollte, er mußte sie begehren! Als eine Schmach würde sie es empfinden, wenn es anders käme.

Allerlei Pläne entwarf sie in ihrer Ungeduld, wie sie sich ihrem Ziele nähern könnte. Unmögliche, unkluge Ideen, die ein kühleres Nachprüfen sofort wieder verwarf. So blieb alles, wie es war, bis ihr eines Tages der Zufall zu Hilfe kam. Karl Steinsiefen lud sie ein, ihn auf der ersten Fahrt mit seinem neuen Auto zu begleiten. Auch Bertsch würde mit von der Partie sein, denn sie wollten gemeinsam den Basaltbruch droben besuchen.

Steinsiefen und sein Unternehmen waren von dem gewaltigen Umschwung der Dinge gleichfalls nicht unberührt geblieben. Bertsch hatte den beabsichtigten Vertrag mit ihm geschlossen, der ihn zu einer Tageslieferung von fünfzig Waggons verpflichtete, vom kommenden Sommer an. Da hatte er droben in dem Basaltbruch alles darauf einrichten müssen. Ein ganz moderner Betrieb großen Stils entstand

über den Winter dort oben und war vor seiner Vollendung. Voller Stolz wollte daher Steinsiefen jetzt dies sein Werk Bertsch vorstellen, und auch Marga Neusch. Er hatte sein stilles Werben um sie ja nicht eingestellt, und der Aufschwung seines Unternehmens gab ihm neues Hoffen. Er würde glänzend verdienen. Das, was er ihr nun bieten konnte — da kam kein einziger mehr mit im ganzen rauhen Grund!

Wie, um das jedem sichtbar darzutun, hatte er jetzt das Auto angeschafft, nachdem er drunten in Köln sich im stillen im Fahren ausgebildet hatte. Und selber hatte er die Maschine von dort hierher gefahren.

Voller Stolz hielt er daher jetzt mit dem funkelnagelneuen Wagen vor dem „Hirsch“. Sein dröhnendes Dupensignal, das Marga und Bertsch benachrichtigen sollte, ließ alles in der Nachbarschaft zusammenschrecken. Aus allen Fenstern sahen Köpfe, Kinder kamen herbeigelaufen und umstanden in dichtem Kreis den Wagen. Scheu horchten sie auf das unheimliche Rattern des Motors und bewunderten doch zugleich den spiegelblanken Lack der Karosserie wie die goldig glänzenden Messingbeschläge. Es war ja das erste Auto, das sich in die Weltabgeschlossenheit dieses stillen Waldtals verirrt hatte.

Dann kam Marga. Eilends sprang Steinsiefen ihr entgegen und öffnete dienstbeflissen den Schlag. Erwartungsvoll sah er ihr dabei in die Augen mit dem Stolz des Besitzers.

Marga Neusch konnte sich eines leisen Zuckens um ihre Mundwinkel nicht erwehren.

Gar zu neu, ganz wie der Wagen, war auch der Fahrer — drei Steinsiefens von hellbraunem Leder. Das roch ja förmlich alles noch nach dem Ausstellungs Magazin. Aber trotzdem — es war doch etwas Nettes, so ein Auto. Und er würde sich sicherlich jederzeit ein Vergnügen daraus machen, sie auszufahren. Da nickte ihm Marga Neusch mit freundlichem Lächeln zu und schwang sich dann leicht in den Wagen.

Das Blut schoß Steinsiefen in die Wangen. Noch nie bisher war ihm das von ihr geschehen!

Gleich darauf erschien Bertsch. Auch sein erster Blick galt dem Auto. Doch dann streifte er das elegante Fahrerlosium Steinsiefens. Und er sagte lakonisch:

„Ja, alles wunderschön — aber können wir uns dir auch mit gutem Gewissen anvertrauen?“

„Oho — ich habe mein Fahrerdiplom!“

„Na, dann freilich. Also, auf Hals- und Beinbruch!“

Während Steinsiefen, begierig, seine Künste zu zeigen, rasch auf den Fahrersitz krag, ließ sich Bertsch drinnen im Hinterragen bei Marga Neusch nieder.

„Guten Tag, Fräulein Neusch!“ Und er hielt ihr grüßend die Hand hin. „Lange nicht mehr das Vergnügen gehabt.“

(Fortsetzung folgt.)

Tapferer deutscher Jäger.

Skizze aus den ostpreussischen Kottagen. Von Paul Burg.

Sie waren sich ja so lange schon gut gewesen, der breitschultrige Ortelsburger Jäger Peter Mertens und die fröhliche, blonde Anna Mohr. Auf dem Wochenmarke hatte er das frische Masurenmädchen zuerst gesehen. Ihre rote Jacke leuchtete in der Morgensonne, und ihr helles Kopftuch wehte wie eine Fahne im Winde. Seitdem war er immer zuerst an ihren Stand getreten, wenn er für die Kantine einkaufen ging. Sie sprachen zusammen und wurden gewahr, daß die Schwester der blonden Masuren die Frau seines alten Unteroffiziers war, der freilich letztes Frühjahr abging, um Schutzmann zu werden. Und in der Maienzeit haben sich die beiden heimlich verlobt. Als dann im Sommer die Wetter auszogen im Balkanwinkel, als es drüben hinter den Grenzen in Rußland bei Tag verdächtig still und des Nachts ungewöhnlich emsig wurde, kam der Schutzmann Bär wieder in die Stadt und in die Kaserne, fragte nach dem Jäger Peter Mertens.

„Meine Frau hat mir von der Anna und Dir erzählt. Komm auf den Abend mit mir ins Dorf, wirst schon ein Nachtzeichen kriegen.“

Sie fuhren auf sinken Nädern nach dem kleinen Bauerngehöfte, und der alte Mohr empfing die Männer bedächtig und schweigsam, wie es Masurenart ist.

„Das geht los gegen uns, glaubt's. Und wir hier draußen, wir kriegen es hart.“ Er hatte Siebzig mitgemacht und fühlte das alte preussische Kraftbewußtsein in den Knochen.

„Ihr werdet es zuerst spüren.“ Er blickte ernsthaft auf die beiden Ortelsburger Jäger und ließ es gewähren, daß seine Anna mit dem Peter Mertens bis zum Dunkeln im Baumgarten herumspazierte.

Drei Tage später waren die beiden Männer wieder zu Besuche. Schwer ging die Luft an diesem letzten Julitage, und die Schwüle wollte nicht weichen.

An diesem Abend traten die beiden jungen Liebesleute vor den Vater hin und baten: „Wir wollen uns trauen lassen mitammen, ehe der Krieg kommt, Vater —“

Da nickte der Alte und streckte ihnen beide Hände hin.

Die beiden wurden kriegsgetraut, und die beiden Schwäger zogen noch in den Stunden der Mobilmachung hinaus. Die blonde Anna Mahn, die nun Anna Mertens hieß, hatte kein langes Verweilen mehr im Elternhause, wiewohl sie noch kein eigen Heim und Bett das ihre nannte; es kam Befehl vom Landrat: Die Dörfer müssen bis zum Abend geräumt werden, weil Gefahr ist, daß die Russen über die Grenze brechen!

Das war ein wildes Hasten. Die Frauen packten, was ihnen nötig und nützlich, was ihnen lieb und unerfeglich schien, in Eile und Angst auf den langen Bauernwagen, der Vater trieb das Vieh zusammen, verscharzte und verschloß, was er geborgen wissen wollte. Noch einen letzten Blick rundum nach dem Hause, das sie alle geboren hatte und gehegt die langen, lieben Jahre, nach dem trauten Heimatdorfe, ein letzter weher Blick — und dann ging es hinaus in langem, hastendem, buntem Zuge Frauen und Kinder, Greise, Gesinde, Vieh und die ärmliche, lärgliche Habe auf dem ratternden Wagen. Die Flüchtlinge hasteten die ganze Nacht hindurch, in den neuen Morgen; an allen Wegen schlossen sich neue Scharen an, unübersehbar war die Karawane, die aus der masurischen Heimat westwärts und nordwärts drängte, vor den Kosaken zu fliehen. Der Wald nahm sie auf, bot den Erschöpften erste Rast. Bald drängten sie weiter.

Und an den Grenzen deckten ihnen die Jäger den Rücken, hielten dem Feinde die Brust und wehrten den wilden Ränbergeschwadern, solange sie es vermochten; Hunderte tapfere deutsche Jäger gegen aber Tausende mörderische Kosaken. Weichen mußten sie, mühten mit knirschenden Zähnen sich von Feinde lösen und in den heimischen Wäldern neue, feste Stellungen einnehmen, gegen den Anprall der Russenwagen, die das masurische Land überschwemmten. Traurig zogen Vär und Mertens in dunkler Nacht an dem Hause vorbei, das ihr Glück gesehen hatte. Nun lag es verlassen und vergessen.

Einen harten und heißen, blutigen Tag gab es an der Waldsenke bei Orlau, schon ein gut Stück landein. Stellung muß gehalten werden, hieß es. Die Jäger und Füsilier besiegelten es mit ihrem Blute. Viele, viele sanken dahin.

Dann ging der Marsch auf Hohenstein, im weiten Bogen um die Stadt herum. Ein neuer Feldherr sah im Regimente und schob die schwachen Truppenkörper, die paar Divisionen, immer hin und her, daß die Russen sich Riesenkräften gegenüber wählten. Er schickte seine Divisionen ins Feuer, in ein heißes Feuer, das tagelang nicht nachließ, immer heißer und höher unter dem brütenden Himmel flammte und drohte. Im weiten Umkreise von Ortelburg bis Gilgenberg und Tannenberg, auf altem Schlachtfeld stand die Schlacht und rih neben jahrhundertalten Kampfwunden neue flaffende Narben ins meilenweite Blachfeld. Die Hölle samt allen Fegefeuern war schier um Waply auf die Erde niedergeschmettert. Das war die große Russenschlacht.

Ob Hohenstein an der blinkenden Chaussee, wo in zwei langen, langen Reihen die Ebereschen von den Zweigen glühen, stand die Schlacht eine Stunde lang. Aus einem kleinen Gehölz feuerte ein russisches Maschinengewehr unentwegt in die Flanke der Jäger. Eine Schar Tapferer raffte sich auf und wollte das Wespennest ausnehmen. Mertens war unter ihnen, war ihnen allen voran. Im vollen Lauf sank er tot hin.

Vär ist zum Abend mit den andern weitergezogen, hat den treuen und tapferen Schwager nicht einmal mehr mitbeerdigten können. Lag im Schatten des Stadtwalds, die Büchse im Arm, stiebende Rachegeanken in Herz und Hirn. Ein Schuß trat ihn mitten in die Brust. Wie schlafend lag er unter den hohen Bäumen, den Kopf auf die Hand gesenkt. Er ward mit 58 tapferen toten Wehrmännern an dieser Stätte beigelegt.

Auf dem weiten Schlachtfelde, das den unsterblichen Ruhm eines Hindenburg gebar, war längst der Choral von Leuthen verklungen, war ein Tag um den andern verwichen und die Trümmer eines riesenhaften, geschlagenen Russenheeres starrten gen Himmel. Wochenlang lag die kleine Stadt im Tal zerschossen und still, bis von ihren Bewohnern einzelne zaghaft wiederkehrten und die Schreden erblickten. Manche fanden nur die rauchenden, verrosteten Trümmer ihres Hauses, ihres einst blühenden Anwesens. Die Acker zerstampft, die Gehölze leergeraubt, verwüstet, Raben, Trümmer auf allen Gassen und Wegen.

Die Herzen verhärtet, die Gesichter versteint, standen die Menschen zwischen Gräbern und Gerölle, und der Hauch der Verwesung wehte um sie.

Aufrecht schritt der alte Mahn dem Stellwagen voraus, der seine Habe, seine Töchter heimbrachte. Noch hatte sie keine Nachricht und keine Verlustliste erreicht auf ihrer Irrfahrt in fernen Gegenden. Mit undurchdringlichen Mienen schritt der Alte dem Wenigen voraus, das er noch sein nannte. Und fand die Heimat wieder.

Wie eine verglommene Brandfackel sperrte der Siebelballen des Hauses in den weichen Abendwind. Ob und Scheune, das Haus waren ein einziger Schutthaufen wie alle die Höfe ringsum.

Da stand der Alte wie ein starres, erzenes Bild. Pfeifend ging

ihm der Atem aus der Brust, die es fast zersprengen wollte. Die Frauen im Wagen schrien auf und bargen ihre tränenüberströmten Gesichter in den Händen.

Langsam senkten sie um und fuhren aus dem Dorfe, das einmal ihre Heimat gewesen war. In der Stadt zwischen fremden Soldaten und lauter Soldaten gab es ein langes Fragen hin und her. Rings um den Markt ragten die Trümmer einst stattlicher Häuser im irdenden Fackelschein wie Gespenster auf.

Endlich fand der alte Mahn einen Beamten, der ihn kannte, und der ihm Auskunft gab.

„Wo sind Sie denn gewesen all die Zeit, daß Sie es nicht erfahren konnten? Der Kreis ist der Rückwanderung noch lange Zeit versperrt, die Heimkehr ist ja verboten vorerst.“

„Fragen Sie mich nicht mehr, wo ich gewesen bin. Im Elend.“

Und geht ins Elend! dachte der Beamte bei sich, überlegte, wie er es dem Alten dennoch heibringen sollte, was alles geschehen war.

„Haben nichts erfahren von den Jägern, von Ihren...“

„Nichts, als daß es viel Opfer gekostet hat. Und das wußte jeder im voraus.“

Da streckte ihm der andere die Hand hin.

„Sie sind ein alter Soldat. Sie werden es verwinden, Vater Mahn. Ja, Ihre beiden Schwiegeröhne sind damals in der großen Schlacht auch gefallen.“

„Auch gefallen.“

Gesentten Hauptes schritt der Alte hinaus, suchte seinen Wagen auf dem trümmerumstandenen Markte und fuhr mit seinen Töchtern, seiner letzten Habe, wieder landein. Ihm war, als ständen zwei Säuge hinten auf dem Wagen, als geisterten die Schatten von abertausend Toten in der Mondscheinnacht.

Weit draußen im westpreussischen Lande, bei guten, gastfreundlichen Leuten, hat er seinen Töchtern die furchtbare Kunde nach Tagen und Wochen beigebracht, hat durch den langen, wehen Winter ihr Klagen und Weinen geduldig ertragen und sie beide getrostet, so gut die weichmütige, wortkarge Art der Masuren es vermag.

Auf einen Tag im neuen Lenz wurden ihm die beiden Enkel geboren, die er nun wie seine späten Söhne hegt. Ist ihnen ein zweiter Vater geworden und hat um ihretwillen bloß eine Bitte an den lieben Gott: „Laß mich ihnen noch eine gute Weile leben!“

Die beiden Töchter begehrten immer mehr an die Gräber ihrer Männer zu treten als vor die Wiege der Kinder. So ist er denn mit dem Mai aufs neue ostwärts gewallfahrtet, ihre letzte Stätte zu suchen.

Wo ob Hohenstein an der langen, hellen Chaussee im August die Ebereschen so blutrot von den Zweigen rechts und links der Straße prangen, wo auf einem Grabe ein vom Regen zerweichter Jägerischlo bei dem niederen Kreuze steht und die Aufschrift weiß aufleuchtet: „Hier ruht ein tapferer deutscher Jäger!“ da tvenige Schritte fern schachten jetzt gefangene Russen den Grund aus und richten wadere Bauleute ein schlichtes Haus auf. Hier ruht Peter Mertens. Und hier hat sich der alte Mahn mit seinen vermittelten Töchtern und den verwaisten Enkeln eine neue Heimat gegründet. Er kann sich schon des guten Ackerbodens wieder freuen, und es ist nur noch ein leiser, weher Groll, der ihn beschleicht, wenn er beim Aekern ein Russengewehr aufgräbt. Er ist alt und weiß, daß alles auf Erden vergänglich ist. Mutter und Kind, sie sind ja nun beide geboren, sind dem Totenfügel des Vaters so nahe! — Und nahe am Stadtwalde, unter den hochragenden Bäumen, die ganz leise im Winde rauschen, schläft mit vielen Kameraden der andere Schwiegerohn, der wadere Vär. Es ist eine feierliche Stille um das deutsche Massengrab. Mit losen Fingern raschelt der Wind im welken Laube der Eichenkränze an den schlichten, schwarzen Pfosten der Grabeneinfassung, streichelt die verblühten, von vielen Regentropfen, von vielen Tränen verwischten Worte auf den Schleifen der Kränze, die Gräbe umwandelbarer Liebe, die um diesen Hügel weht:

Fest und mutig will ich tragen,
was das Schicksal mir beschieden,
will es meinem Kinde sagen,
wo der Vater ist geblieben.

Wenn leise der Wind weht über dein Grab,
schiden wir Heimatgrüße hinab,
rufen wir dir noch zu:

„Schlaf wohl,
mein Outer!
Sanft sei deine Ruh!“

Vermischtes.

* Das Geld, oder die zahlungsfähige Münze, wurde von allerzher in allen Ländern aus Gold, Silber oder Kupfer hergestellt. Erst neuerdings ist als weiterer Münzstoff Nickel dazugekommen. Vor etwa 60 Jahren allerdings hat der russische Staat einen Versuch gemacht, Geldstücke aus Platina anfertigen zu lassen, doch hat sich diese Art Münze nicht durchgesetzt. Nichtig ist, daß man z. B. zur Römerzeit ein Gemisch von Kupfer und Messing zur

Ausmünzung verwendet hat. Bekanntlich sind auch die Sousstücke aus der ersten Französischen Republik aus demselben Material hergestellt. Eisene Münzen oder Geldstücke, vom Staate hergestellt, sind nur aus dem Altertum bekannt und sollen in Griechenland unter Lyburg entstanden sein, doch sind davon nur schwache Spuren auf die Jetztzeit übergekommen. Das Deutsche Reich hat mit der Prägung der neuen eisernen 5-Pfennigstücke also eine neue Bahn betreten, die in Luxemburg insoweit Nachahmung gefunden hat, als dieser Staat beschlossen hat, 150 000 2-Sousstücke (8-Pfennigstücke) und 50 000 1-Sousstücke (4-Pfennigstücke) in Zink herzustellen, welche durchschlagen werden. Durch die Knappheit kleiner Münze in Deutschland und Luxemburg sind also für Münzwecke zwei weitere Stoffe im Kriegsjahre 1915 zugeführt.

Das Pariser Leben im zweiten Kriegsjahr. Die folgenden Betrachtungen aus dem Pariser Leben im zweiten Kriegsjahr sind einem Artikel des Berichterslatters der „Times“ entnommen: „Die Mode und die kleinen gesellschaftlichen Vereinigungen in Paris werden gegenwärtig vom Standpunkte der Geldfrage betrachtet. Jede Familie hat eine Lücke in ihrem Kreis aufzuweisen, und viele dieser Lücken werden niemals wieder ausgefüllt werden können. Und in den Kreisen, deren soziale Stellung keine direkte Einschränkung des Haushaltes notwendig macht, haben doch die durch den Tod eines geliebten Vaters, Sohnes oder Bruders geschlagenen Wunden auf ihre Weise ihre Wirkung ausgeübt. Die kleinen Leute aber müssen sehen, wie sie die hungrigen Kinder und Waisen versorgen können. Ein alter Mann, der bei der Straßenreinigung angestellt ist, erzählte mir, daß seine beiden Söhne und sein Schwiegersohn gefallen seien und unverheiratete Kinder zurückließen, deren er sich nunmehr allein annehmen müsse. Die guten Geschäfte aber werden von den wohlhabenden Frauen besucht, die sich jetzt ihre Winterkleidung anschaffen. Die am häufigsten gesehene Kleidung besteht aus einem kurzen, weiten Rock, einem langen, bis zum Hals reichenden, oben eng geschlossenen Mantel mit Pelzbesatz und Mütze oder großen Hüten. Die weniger bemittelte Pariserin begnügt sich mit der billigen Mütze. Federn und sonstiger kostspieliger Schmuck sind vollständig verschwunden. Auch neue Pelze werden wohl kaum gekauft; man begnügt sich damit, die alten aufzurichten und umzuarbeiten. Dunkle Farben sind in der Frauenkleidung vorherrschend. Eine große Rolle spielt selbstverständlich die Trauerkleidung. Die langen Kreppschleier, die im ersten Kriegsjahre in der Provinz üblich waren, werden auch heuer wohl unverändert bleiben, während sie in Paris häufig gekürzt und modischer gestaltet werden. Die Preise der Lebensführung nehmen in Paris ständig zu, und alle Bevölkerungsklassen müssen der Erhaltung ihres Haushaltes die äußerste Sorgfalt und Berechnung zuwenden. Nichts wird mehr zu dem Preise verkauft, zu dem es vor dem Kriege erstanden werden konnte. Man behauptet auch, daß diese fortschreitende Teuerung zum Teil auf die Mangelhaftigkeit der Geschäftskreise zurückzuführen ist, die sich die Gelegenheit zunutze machen. Es ist eine Gewohnheit der kleinen Kaufleute geworden, stets zu behaupten: „Durch den Krieg in Preise gestiegen,“ mag es sich nun um Eier, Kerzen oder sonst irgend etwas handeln. Die Sparbarkeit ist eine sehr notwendige Erscheinung geworden.“

Englische Wadlische als Soldatenwerber. Da die Rekrutenwerbung in England trotz aller möglichen Mittel — wie Bildplakate, Variété-Reklame usw. — keineswegs die gewünschten Erfolge aufweist, sehen die Werbedämter sich veranlaßt, immer neue Vornittel auszufinden, um die waffenunlustigen jungen Leute zum Eintritt in das Heer zu bewegen. So erschien, wie den Schilderungen englischer Blätter zu entnehmen ist, bei einer der letzten großen Werbeveranstaltungen, die auf dem Londoner Trafalgar-Platz vor der Nelson-Säule stattfand, eine Musikbande von zwölf jungen Mädchen in schottischen Kleidern, die als „das einzige weibliche „Dobelschapeiser-Orchester in der ganzen Welt“ mit viel Pomp und Bärm angekündigt wurde. Die zwölf Wadlischen marschierten im Kreise um das Nelson-Denkmal, wobei sie schottische Weisen vortrugen. Nachdem die musikalischen Genüsse beendet waren, stiegen zwei der jungen Damen auf die Plattform des Denkmals und hielten Werberedeen. Das Ergebnis dieses mit dem Mut der Verzeigerung aufgestellten Wadlisch-Aufgebots war, wie der „Daily Chronicle“ mit wenig angebrachtem Stolz feststellt, die Meldung von ganzen zwanzig Rekruten.

Eine Suffragette als amerikanische Präsidentengattin. Aus Anlaß der bereits gemeldeten Verlobung des Präsidenten Wilson mit der Millionärswitwe Frau Galt berichtet die New Yorker Blätter über den ersten öffentlichen Ausgang des Paares. Präsident Wilson und seine Braut erschienen als Zuschauer bei dem letzten großen Fußballwettspiel in Philadelphia. Das Spiel wurde sofort unterbrochen, um den zahllosen Photographen Gelegenheit zu geben, ihre Aufnahmen zu machen. Die Zeitungen hatten eine wahre Armee von Berichterstattern entsandt, die allgegenwärtig waren. Auf besonderen Wunsch der Photographen stellten der Präsident und Frau Galt sich einander gegenüber, wobei sie sich „lächelnd anblickten“. Die amerikanischen Journalisten betonten in ihren Berichten, daß Frau Galt dem Präsidenten und ihrem mit Diamanten geschmückten Verlobungsring weit mehr Interesse zuwandte, als dem Fußballspiel. Frau Galt, die vor einem Jahre mit dem Präsidenten be-

kannt wurde, ist die Witwe eines vor 8 Jahren verstorbenen reichen Juwelenhändlers. Sie entstammt einer alten Familie aus dem Staate Virginia und ist 38 Jahre alt. Wie die amerikanische Presse besonders betont, ist Frau Galt eine bekannte Suffragette. Es ist wohl das erste Mal, daß eine Suffragette die Stellung der Gattin eines Regierungsleiters erreicht!

„Kleine Ursachen — große Wirkungen.“ Es war am Nachmittage des heiligen Dreikönigstages im Jahre 1792, da ließen auf dem Wallgraben der französischen Festung Lyonne fünf Offiziere Schlittschuh. Als es dunkel zu werden begann, schnallte einer der Käufer, ein junger Artillerieoffizier, die Schlittschuhe ab. Er habe, sagte der junge Leutnant zu den Kameraden, seinem Vorgesetzten befohlen, das Abendbrot für ihn bereit zu halten, das wolle er nicht veräumen. Die Kameraden scherzten, verlachten ihn, baten ihn, noch zu bleiben, er aber ging, um das bestellte Abendbrot nicht im Stiche zu lassen. Dies Abendbrot rettete dem jungen Leutnant das Leben und kostete Millionen Menschen das ihre. Denn kaum hatte sich der junge Artillerieleutnant entfernt, so brach das Eis des Wallgrabens und die vier Offiziere extranken. Der Gerettete aber war — Napoleon Bonaparte.

Besteuerte Verbrechen. Seit der Kaiser Bepastian für die Beunthung der römischen Kloster Steuern erhob, haben die ihm folgenden italienischen Regierungen eine bemerkenswerte Geschicklichkeit bewiesen, die Schattenseiten des menschlichen Lebens für den Fiskus nutzbar zu machen; selbst aus dem Verbrechen wußten sie Kapital zu schlagen. Wie der „Economista d'Italia“ berichtet, führte Papst Johann XXII., der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte, einen regelrechten Tarif für den Erlaß eines Todes, eines Ehebruchs, eines Strafenraubes ein. Die päpstlichen Kassen machten damit so vortheilhafte Geschäfte, daß sich beim Tode Johanns nach den Aufzeichnungen des Chronisten Giovanni Villani im päpstlichen Schatz ein geringstes Golde 18 Millionen Goldgulden und mehr vorfinden, während der Nachlaß an Geld, Kreuzen, Kronen, Mitteln usw. aus Gold mindestens auf 7 Millionen Goldgulden geschätzt werden konnte, so daß der Wert der gesamten Verlassenschaft über 25 Millionen Goldgulden betrug. Das System wurde von Alexander VI. um 1500 wieder aufgenommen und von Leo X. beibehalten und noch im September 1540 wurde in Rom eine allgemeine Besteuerung von Faustschlägen und Messerstichen eingeführt, die folgendes festsetzte: 25 Scudi Strafe hat der zu erlegen, der Faustschläge aussetzt, bei denen kein Blut fließt, 50 Scudi, wenn die Schlägerei blutig verläuft. Werden Edelsteine verprügelt, so wird ein blutiger Verlust mit 100 Scudi, ein unblutiger mit 50 Scudi Strafe belegt. Woraus ganz nebenbei die interessante Feststellung erhellt, daß adliges Blut 50 Scudi mehr wert war, als die gleiche Menge plebejischen Blutes. . .

Büchertisch.

„Rärschners Bücherstich“ (Hermann Illiger Verlag, Berlin-Leipzig) bringt im neuesten, 1031. Band einen ausgezeichneten Kriminalroman von Stephan von Roche, „Schwarz in Schwarz“, dessen überaus spannende und fesselnde Handlung sich zum Teil in Ägypten auf einem Schiff, das durch den Sueskanal nach Australien fährt, und dann in Australien abspielt.

Die Hefte 47 und 48 des „Völkerkrieg“ (Herausgegeben von Dr. C. D. Vaer, Verlag von J. Hoffmann, Stuttgart) sind erschienen. Die Zusammenstellung der „Fliegerangriffe auf deutsche Städte“ zeigt den großen Anfang, den dieser Ausläufer des Krieges angenommen hat, gibt zugleich durch viele Einzelschilderungen ein lehrreiches Gesamtbild vom Verlauf, Bedeutung und Abwehr dieser Angriffe. Was über die amtliche Kriegsberichterstattung der Franzosen und Engländer an schlagenden Beispielen beigebracht wird, ist nicht nur für den Zeitungsleser, sondern noch mehr für jene unentbehrlich, die die Geschichte des Krieges aus den Quellen studieren. In dem fortlaufenden Kapitel „von deutschen Fürsten und Vorkämpfern“ unterhält der „Völkerkrieg“ einen Ehrensaal für jene Männer, mit deren Namen die Geschichte und die Erfolge dieses Krieges unzertrennlich verbunden bleiben werden. „Der See- und Handelskrieg bis zur Torpedierung der Lusitania“ — welches reiches Gebiet beschreitet der Chronist in diesem Kapitel, aber wie weiß er es auch zu weitem und zu ordnen und dem Leser aus all den vielen, Tag für Tag auftauchenden Nachrichten ein übersichtliches, klares Bild zu schaffen! Vor solcher Meisterarbeit, wie sie in diesen beiden Hefen zu leisten war, hat sich der ordnende, beherrschende Sinn des Herausgebers trefflich bewährt.

Logograph.

Mit D ein tüchtiger Komponist,
Mit D am Haus es zu finden ist.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer!
Eines schick sich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle. Goethe.